1811. Nro. 68.



Der Freimüthige

Freitag, oder den 5. April.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Ueber Herrn D. Kolbe's Sprachreinigungs-Versuche.

„Die deutsche Sprache reicht dem Philosophen und dem Dichter beinahe zu, und verdient daher die Aufmerksamkeit des Untersuchers, der Sprachen von Sprachen unterscheiden will und kann."

Klopstock.

Pandorens Büchse ging auf, und was dem armen Menschen das Leben verkümmert, schwirrte hinaus in die offene Welt; nur die Hoffnung flatterte am Rande und ward gerettet, auf daß dem Menschen in allem Unglück noch bliebe, was ihn aufrecht erhielte und stark unter den Geißelhieben eines unbarmherzigen Schicksals. Aber immer noch zürnten die Götter dem sterblichen Geschlechte und wollten nicht, daß es dieser einzigen Trösterinn auch sich ungestört erfreue; darum schlugen sie den Verstand des Erdners mit Blindheit, damit er, wenn des Unglücks Wogen hereinbrächen, der selbsteignen kräftigen Rettung entsagend, dem schwanken Bret sich vertraute, und um so sichrern Untergang fände in der brausenden Tiefe.

Ein dunkles Verhängniß brach über Germaniens Völker herein. Was Jahrhunderte bestanden, stürzte zusammen; alte, durch Dauer und scheinbares Bedürfniß geheiligte Formen fielen auseinander; was einer Ewigkeit zu trotzen schien, ward die Beute weniger zerstörender Jahre. Wie einst, als die Beile christlicher Helden Wodans heiligen Eichen den Sturz bereiteten, der Druiden Jammer durch Deutschlands Wälder tönte, so rangen jetzt alle, die da meinten, das Alte nur fromme, verzweifelnd die Hände.

Da erschien die Hoffnung, und neuer Muth belebte die verzagenden Gemüther. Einstimmig riefen sie einander zu: „Noch ist nicht alles verloren! noch ist das Ende deutschen Lebens und Strebens nicht gekommen! Eins ist noch übrig; — die Sprache! Haltet sie fest; sie ist das Band, das die getrennten Glieder eures Stammes verknüpft, sie ist die sicherste Gewähr eurer Dauer, eurer Freiheit!" —

Die Hoffnung schwebt am Rande; aber der Götter Fluch liegt noch auf dem Geschlechte. Der erschrockene Mensch, dem das Dach über dem Haupte wankt, hält sich an den herabfallenden Balken und wird von ihm erschlagen. Warum faßte man die Form ins Auge, ohne des Wesens zu gedenken? Warum ergriff man, was Nebensache war, und ließ die Hauptsache unbeachtet zur Seite liegen? Warum hörte man immer nur den Ruf: Haltet fest an der Sprache! und seltener

den: Bleibt treu dem deutschen Sinn und deutscher Sitte! — Agesilaus antwortete auf die Frage, wie man am ersten in der Welt einen Namen sich machen könne: Wenn man das Beste sagt und das Schönste thut." Ein Spartaner rupfte eine Nachtigall, und da er nur wenig Fleisch an ihr fand, sagte er: „Du bist eine Stimme, und sonst nichts!" Oder meinte man wirklich, die Form übe so unwiderstehliche Gewalt auf den einwohnenden Geist, daß jene nur da zu sein brauche, wenn dieser sich frei und fröhlich entfalten solle? Schmeichelte man sich im Ernst, die große, gährende, glühende Masse des Geistes durch Spinnweben zusammenzuhalten und zu gestalten nach Willkühr? Als ob der Strahlenkreis die Sonne bildete, oder der vulkanische Hügel das Feuer der Tiefe! Rathsamer wahrlich wäre es gewesen, vor allen Dingen und mit heiligem Ernste die Völker deutscher Zunge zu ermahnen, in Religion, Kunst und Wissenschaft der guten, alten vaterländischen Weise nicht zu entsagen; das andere wäre sicher von selbst gekommen. Unsere Altvordere waren auch Deutsche im ächten Sinne des Worts, und redeten und schrieben dennoch des alten Latiums Sprache; aber ein eigenthümlicher, lebendiger Geist regte sich in den todten Formen, und kein Römer, weder der alten bessern Zeit, noch der spätern verarmten, hätte in den wohlbekannten Lauten den bekannten Geist wieder gefunden, sondern einen andern gediegenern, stetigeren — den germanischen. Und so mußte es seyn, und ewige Schande wäre über unsre redlichen Alten gekommen, wenn es anders gewesen wäre; denn die Form überwältigt nimmer den Geist, wenn dieser sich anders mit Muth und Kraft zu bewegen versteht. —

So wäre denn alles, was in neuerer Zeit gesprochen worden, um der verkannten Muttersprache wieder zu Ehren zu helfen, nutzlos gewesen? Nicht so; nur hätte man das Wesentliche nicht über dem Außerwesentlichen vergessen, nicht den Kern hinwegwerfen sollen, um an der Schale zu nagen. Willkommen ist uns darum auch jeder, der wie Fichte beides zu vereinigen weiß, der, indem er uns den mannigfachen Gebrauch der Schale zeigt, zugleich den Kern uns schmackhaft zubereiten lehrt.

Aber wenn wir auch somit nach Pythagoras weiser Vorschrift nicht jedem die rechte Hand bieten, so sollen doch auch Andere nicht ausgeschlossen seyn aus dem Kreise, den die Gastfreundschaft geheiligt, wenn sie mit ernstem Eifer für die gute Sache herantreten. Den homerischen Wirthen gleich, nehmen wir die Geschenke freundlich an, die sie uns freundlich bringen, und geben ihnen wieder, was in unserm Vermögen, sey es auch noch so gering; denn auch an zerbrochenen Scherben erkennen sich die Freunde.

Unter allen, die in den letzten Tagen uns die Sprache als das Palladium unsers Seyns empfahlen, steht ohne Zweifel der würdige Verfasser des Buchs über den Wortreichthum der deutschen Sprache 2c. 2c. oben an. Nicht leicht möchte unter denen, die in diesen Tagen über deutsche Sprache geschrieben haben, einer seyn, der mit gleicher Lust den gleichen Muth, mit gleicher Kunde den gleichen Geist verbunden hätte. Nur Einen aus weit früherer Zeit wüßten wir ihm an die Seite zu stellen. Es ist der treffliche, lange nicht genug gekannte Martin Opitz. Auch er war durchdrungen von dem dichterischen Werthe unserer Sprache, auch er trat kühn und kräftig der Wortmengerei seiner Zeit in den Weg. Denjenigen unter unsern Lesern, die gern die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen, mag es vielleicht nicht unangenehm seyn, zu hören, wie im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts schon gegen Mißbräuche die Geißel geschwungen wurde, denen noch in unserer Zeit selbst die geachtetesten unserer Schriftsteller sich Preis geben. Für sie stehe hier folgende Stelle aus dem jetzt seltener gewordenen Buche von der deutschen Poeterei: „So stehet es auch zum heftigsten unsauber, „wenn allerlei lateinische, französische, spanische „und welsche Wörter in den Text unserer Rede ge„flickt werden; als wenn ich wollte sagen:

„Nehmt an die courtoisie und die devotion,
„Die Euch ein chevalier, Madonna, thut erzeige,
„Eine Hand voller favor petire er nur zu Lohn,
„Und bleibt Euer Knecht und serviteur ganz eigen.

„Wie seltsam dieses nun klinget, so ist nichts desto „weniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren „so eingerissen, daß ein jeder, der nur drei oder „vier ausländische Wörter, die er zum öftern nicht „verstehet, erwischt hat, bei aller Gelegenheit sich „bemühet, dieselben herauszuwerfen, da doch die „Lateiner einen solchen Abscheu vor dergleichen getra„gen, daß in ihren Versen auch fast kein griechisch „Wort gefunden wird, das zwar ganz griechisch „ist. Denn Juvenalis setzt an einem Orte ζωὴ „καὶ ψυχὴ, ebendieselben auszulachen, die sich in „ihren Buhlereien mit griechischen Wörtern behel„fen; an einem andern Orte aber thut er es dar„um, daß er die schändliche Sünde, deren Christen

„auch nicht gedenken sollen, lateinisch auszuspre-
„chen Absehen trägt; wiewohl er sonsten kein Blatt
„vor das Maul nimmt." *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Verlobung.

(Schluß.)

Die Jünglinge warfen sich über das Mädchen, und riefen, indem sie es aufhoben, Einen der alten Diener herbei, der dem Zuge schon in manchen ähnlichen, verzweiflungsvollen Fällen die Hülfe eines Arztes geleistet hatte; aber das Mädchen, das sich mit der Hand krampfhaft die Wunde hielt, drückte die Freunde hinweg, und: „sagt ihm —!" stammelte sie röchelnd, auf ihn, der sie erschossen, hindeutend, und wiederholte: „sagt ihm — —!" „Was sollen wir ihm sagen?" fragte Herr Strömli, da der Tod ihr die Sprache raubte. Adelbert und Gottfried standen auf und riefen dem unbegreiflich gräßlichen Mörder zu: ob er wisse, daß das Mädchen seine Retterinn sey; daß sie ihn liebe und daß es ihre Absicht gewesen sey, mit ihm, dem sie Alles, Eltern und Eigenthum, aufgeopfert, nach Port au Prince zu entfliehen? — Sie donnerten ihm: Gustav! in die Ohren, und fragten ihn: ob er nicht höre? und schüttelten ihn und griffen ihm in die Haare, da er unempfindlich, und ohne auf sie zu achten, auf dem Bette lag. Gustav richtete sich auf. Er warf einen Blick auf das in seinem Blut sich wälzende Mädchen; und die Wuth, die diese That veranlaßt hatte, machte, auf natürliche Weise, einem Gefühl gemeinen Mitleidens Platz. Hr. Strömli, heiße Thränen auf sein Schnupftuch niederweinend, fragte: warum, Elender, hast du das gethan? Vetter Gustav, der von dem Bette aufgestanden war, und das Mädchen, indem er sich den Schweiß von der Stirn abwischte, betrachtete, antwortete: daß sie ihn schändlicher Weise zur Nachtzeit gebunden, und dem Neger Hoango übergeben habe. „Ach!" rief Toni, und streckte, mit einem unbeschreiblichen Blick, ihre Hand nach ihm aus: „dich, liebsten Freund, band ich, weil — — „Aber sie konnte nicht reden und ihn auch mit der Hand nicht erreichen; sie fiel, mit einer plötzlichen Erschlaffung der Kraft, wieder auf den Schooß Herrn Strömli's zurück. Weshalb? fragte Gustav blaß, indem er zu ihr niederkniete. Herr Strömli, nach einer langen, nur durch das Röcheln Toni's unterbrochenen Pause, in welcher man vergebens auf eine Antwort von ihr gehofft hatte, nahm das Wort und sprach: weil, nach der Ankunft Hoango's, dich Unglücklichen zu retten, kein anderes Mittel war; weil sie den Kampf, den du unfehlbar eingegangen wärest, vermeiden, weil sie Zeit gewinnen wollte, bis wir, die wir schon vermöge ihrer Veranstaltung herbeieilten, deine Befreiung mit den Waffen in der Hand erzwingen konnten. Gustav legte die Hände vor sein Gesicht. Oh! rief er, ohne aufzusehen, und meinte, die Erde versänke unter seinen Füßen: ist das, was ihr mir sagt, gegründet? Er legte seine Arme um ihren Leib und sah ihr mit jammervoll zerrissenem Herzen ins Gesicht. „Ach," rief Toni, und dies waren ihre letzten Worte: „du hättest mir nicht mißtrauen sollen!" Und damit hauchte sie ihre schöne Seele aus. Gustav raufte sich in die Haare. Gewiß! sagte er, da ihn die Vettern von der Leiche wegrissen: ich hätte dir nicht mißtrauen sollen; denn du warst mir durch einen Eidschwur verlobt, obschon wir keine Worte darüber gewechselt hatten! Herr Strömli drückte jammernd den Latz, der des Mädchens Brust umschloß, nieder. Er ermunterte den Diener, der mit einigen unvollkommenen Rettungs-Werkzeugen neben ihm stand, die Kugel, die, wie er meinte, in dem Rückenwirbel stecken müsse, auszuziehen; aber alle Bemühung, wie gesagt, war vergebens, und ihre Seele schon zu besseren Sternen entflohn. Inzwischen war Gustav an's Fenster getreten; und während Herr Strömli und seine Söhne unter stillen Thränen berathschlagten, was mit der Leiche anzufangen sey, und ob man nicht die Mutter herbeirufen solle: jagte Gustav sich die Kugel, womit das andere Pistol geladen war, durch's Hirn. Diese neue Schreckensthat raubte den Verwandten völlig alle Besinnung. Die Hülfe wandte sich jetzt auf ihn; aber des Aermsten Schädel war ganz zerschmettert, und hing, da er sich das Pistol in den Mund gesetzt hatte, zum Theil an den Wänden umher. Herr Strömli war der Erste, der sich wieder sammelte. Denn da der Tag schon ganz hell durch die Fenster schimmerte, und Nachrichten einliefen, daß die Neger sich schon wieder auf dem Hofe zeigten: so blieb

*) S. Martin Opitz von der deutschen Poeterei, Cap. VI. — Gern sagte ich mehr von diesem ächtdeutschen Manne („virum doctrina ingenioque summum, qui primus poesin germanicam ad aliarum gentium laudem extulit" nennt ihn Leibnitz in einem Briefe an Wotton), wenn hier der Ort dazu wäre. Vielleicht künftig einmal mehr über ihn als Dichter und Kunstkenner. A. d. B.

nichts übrig, als ungesäumt an den Rückzug zu denken. Man legte die beiden Leichen, die man nicht der muthwilligen Gewalt den Neger überlassen wollte, auf ein Brett; und nachdem die Büchsen von neuem geladen waren, brach der traurige Zug nach dem Möwenweiher auf. Herr Strömli, den Knaben Sappy auf dem Arm, ging voran; ihm folgten die beiden stärksten Diener, welche auf ihren Schultern die Leichen trugen; der Verwundete schwankte an einem Stabe hinterher; und Adelbert und Gottfried gingen mit gespannten Büchsen dem langsam fortschreitenden Leichenzuge zur Seite. Die Neger, da sie den Haufen so schwach erblickten, traten mit Spießen und Gabeln aus ihren Wohnungen hervor, und schienen Miene zu machen, angreifen zu wollen; aber Hoango, den man die Vorsicht beobachtet hatte, loszubinden, trat auf die Treppe des Hauses hinaus, und winkte den Negern, zu ruhen. „In Sainte Lüze!" rief er Herrn Strömli zu, der schon mit den Leichen unter dem Thorweg war. „In Sainte Lüze!" antwortete dieser; worauf der Zug, ohne verfolgt zu werden, auf das Feld hinauskam und die Waldung erreichte. Am Möwenweiher, wo man die Familie fand, grub man, unter vielen Thränen, den Leichen ein Grab; und nachdem man noch die Ringe, die sie an der Hand trugen, gewechselt hatte, senkte man sie unter stillen Gebeten in die Wohnung des ewigen Friedens ein. Herr Strömli war glücklich genug, mit seiner Frau und seinen Kindern, fünf Tage darauf, Sainte Lüze zu erreichen, wo er die beiden Negerknaben, seinem Versprechen gemäß, zurückließ. Er traf kurz vor Anfang der Belagerung in Port au Prince ein, wo er noch auf den Wällen für die Sache der Weißen focht; und als die Stadt nach einer hartnäckigen Gegenwehr an den General Dessalines überging, rettete er sich mit dem französischen Heer auf die englische Flotte, von wo die Familie nach Europa überschiffte, und ohne weitere Unfälle ihr Vaterland, die Schweiz, erreichte. Herr Strömli kaufte sich daselbst mit dem Rest seines kleinen Vermögens, in der Gegend des Rigi, an; und noch im Jahr 1807 war unter den Büschen seines Gartens das Denkmaal zu sehn, das er Gustav, seinem Vetter, und der Verlobten desselben, der treuen Toni, hatte setzen lassen.

Heinrich von Kleist.

Tagesbegebenheiten.

Miszellen.

Zu Amsterdam stürzte vor einigen Tagen ein Haus ein. Der Eigenthümer, ein Zimmermann, wurde unter dem Schutte begraben, doch glücklich gerettet.

— Vor einiger Zeit kam ein Unbekannter in das Wirthshaus nach Oszada in Ungarn, um, seinem Angeben nach, daselbst zu übernachten. Als den andern Tag der Fremde sein Zimmer um Mittag noch nicht verlassen hatte, und die Thüre noch verschlossen, auch nicht der mindeste Laut von ihm zu vernehmen war, sprengte der Wirth mit einigen Bauern die Zimmerthüre ein, wo man den Unbekannten an seinem Halstuch an einem hölzernen Nagel erhenkt fand! Keiner der Anwesenden hatte so viel Menschlichkeit, den todten Körper abzuschneiden. Nach vielen Berathschlagungen wurde endlich beschlossen, von dem Vorfall dem vorgesetzten Wirthschaftsamt Bericht zu erstatten. Nach drei Tagen, während der Erhenkte immer auf seinem selbst gewählten Posto von Bauern bewacht blieb, erschien endlich ein Henkersknecht mit drei Haiducken (ungarischen Polizeisoldaten), dessen erstes Geschäft es war, das Halstuch mit dem Henkersschwerdt entzwei zu schneiden, und die Probe zu machen, ob der Erhenkte ein rechtlicher oder ungerechter Mensch sey, indem er ihn mit dem Schwerdte in den Kopf hieb. Da die Binde gefroren war, und folglich nicht gleich gerade herabfiel, die Kopfwunde nicht stark blutete, so erkannte er den Verblichenen für einen Ungerechten und Bösewicht. Der Leichnam wurde daher über das Fenster in den Hof hinabgestürzt, wo ihm der Henker zuerst 25 Stockstreiche ad posteriora gab, ihn hierauf mit dem Schwerdt in 8 Theile zerhaute, jeden Theil in Stroh einwickelt, und, da der Erhenkte auch ein Zauberer gewesen (wie es der Henker aus dem Blut erkennen wollte), verbrannte. Zu bemerken ist, daß diese Begebenheit sich im Jahre 1811 im Januar, 40 Meilen von der Hauptstadt der österreichischen Monarchie, zutrug, und öffentlich in der Preßburger Zeitung bekannt gemacht wurde.

— Ein österreichischer Baron, Besitzer eines großen Vermögens, hat sich in Triest erschossen. Er litt schon seit vielen Jahren an einer Magenkrankheit; ihre sehr häufigen und fast unausstehlichen Anfälle hatten der Kunst der geschicktesten Aerzte widerstanden. Ueberzeugt, daß nur der Tod seinen Leiden ein Ende machen könne, machte er vor zwei Monaten sein Testament, und begab sich nach Triest zu einer Schwester, die er zärtlich liebte. Am 15ten März um 5 Uhr Nachmittag begehrte er, man möchte ihn einige Augenblicke allein lassen. Nachdem sich Alle entfernt hatten, setzt er sich auf sein Bett, nimmt ein Pistol, setzt es an den Mund, und da er keinen Stein daran findet, so zündet er es mit Feuerschwamm an. Das Pistol knallt, und die herbei gelaufenen Leute finden ihn schon in den letzten Zügen.

— Unter den im Jahre 1809 zu St. Petersburg verstorbenen Männern, erreichten 177 ein Alter von 100 bis 105 Jahren; 86 ein Alter von 105 bis 110 Jahren; 36 wurden 110 bis 115 Jahre alt; 23 erreichten ein Alter von 115 bis 120; 8 von 120 bis 125; 6 von 125 bis 130; 1 von 130 bis 135; 1 von 135 bis 140; 1 von 145 bis 150, und 1 von 155 bis 160 Jahren.